

Musikalische Vesper am 23. März 2014 Meditation zu 1. Könige 19, 1-13a

Musik als Canticum: „Nunc dimittis“ von Charles Villiers Stanford (1852-1924)

Elia ist allein unterwegs, schutzlos und angreifbar in feindlicher Umgebung. Mit seinem bisherigen Leben und Glauben ist er ans Ende gekommen; – und was folgt, ist ungewiss. Schon vorher hatte er einsam gelebt, war ohne festen Wohnsitz im Namen Gottes gewesen, hatte eingegriffen, wo es nötig war, und als einer der wenigen den Glauben an den einen und einzigen Gott hochgehalten. Er hatte kein festes Haus, aber eine klare Rolle gehabt.

Elia war der Gegenspieler der fremden Götter Baal und Aschera und deren Anhänger, die sich im Lande breitgemacht hatten bis hin zu Isebel, der Königin.

Diese Rolle, diese Aufgabe des einsamen Streiters hatte seinem Leben Richtung und Ziel gegeben. – Doch Elia hatte den Bogen überspannt, hatte die Grenzen seines Auftrags überrannt: Am Ende werden religiöse Raserei und Mord stehen. – Wie konnte es dahin kommen?

Elia hatte es auf den großen Wettstreit der Götter ankommen lassen. Er hatte alle Baalspriester auf den Berg Karmel einbestellen lassen. Auch Ahab, der König, ist dabei. Geklärt werden sollte, welcher Gott der Herrscher über Israel sei. – Heraufbeschwören wollte Elia jetzt eine regelrechte „Götterdämmerung“, nämlich die Verfinsterung der Baalsgötter und das Aufstrahlen des Gottes Israels.

Zuerst bauten die Baalspriester einen Altar mit einem Opfertier auf. Baal selbst soll Flammen vom Himmel schicken und das Opfertier in Brand setzen. Aber selbst als die Baalspriester in Trance geraten, sich selbst verletzen und verzweifelt ihren Gott anrufen, geschieht – nichts! Elia treibt derweil seinen Spott mit ihnen.

Dann errichtet Elia dem Gott Israels seinen Altar, übergießt das Tier auch noch mit Wasser und betet. Und Gott spielt mit – und lässt Feuer vom Himmel regnen.

Schon diese Instrumentalisierung Gottes für diese Art „Götterdämmerung“ war grenzwertig. Denn Elia zwingt seinen Gott dazu, sich auf die sehr irdischen Gesetze von Spektakel und Beweis einzulassen. Das geht erstaunlicherweise noch einmal gut. Gott erweist sich als der Stärkere. – Die Menschen toben und lassen sich bekehren.

Aber als all dies gelingt, reißt Elia die Grenzen des Lebens nieder, gerät in Raserei wie zuvor seine Gegenspieler – und bringt die Propheten Baals ohne Ausnahme und ohne Gnade eigenhändig um ...

Jetzt hat Elia ein Problem. Nicht nur, dass Isebel, die Königin und glühende Verehrerin des Baal, ihm nach dem Leben trachtet. Mehr noch: Dem Propheten ist sein Gottesbild abhanden gekommen.

Er hat Gott heraufbeschworen als brutalen und rachsüchtigen Herrn, als einen, der scheinbar den großen, den spektakulären „Wettstreit der Giganten zwischen Himmel und Erde“ braucht.

Aber Elia hatte sich dabei selbst als Herr über Leben und Tod präsentiert, hatte am Ende nicht mehr nur Gottes Bote sein wollen, sondern hatte selbst Anteil an der göttlichen Macht beansprucht – und merkt jetzt, wie sehr er damit in die Irre gegangen ist.

Jetzt ist er ganz klein und rennt weg. Von Gott in diesem Moment keine Rede. Elia ist ganz allein, er lässt selbst seinen einzigen Diener im judäischen Beerscheba zurück – und flieht in die Wüste.

Die Wüste ist ein schwieriger, ein harter Ort zum Leben. Nicht nur, weil Wasser und Schutz knapp sind, weil die Gewissheiten des Alltags nicht mehr zählen und das Leben täglich neu erkämpft werden muss. Die Wüste ist nicht nur wegen ihrer Gefahren ein harter Ort. Sie auch deshalb ein harter Ort, weil wir uns selbst in der Wüste nicht mehr aus dem Weg gehen können, weil dort die dunklen Seiten unserer Person und die blinden Flecken unseres Lebens uns einholen.

Und weil sich deshalb der Gedanke einschleicht, es wäre besser, einfach aufzugeben. So wie Elia. Der legt sich hin und will schlafen. Und vielleicht nie mehr aufwachen: : „Es ist genug, Herr, so nimm, Herr, meine Seele“.

So legt er sich unter einen Wacholderstrauch, erschöpft von der Flucht. Erschöpft von der Schuld, die er auf sich geladen hat durch seinen Mord an den fremden Propheten.

Erledigt von dem großspurigen Anspruch, besser zu sein als seine Väter und all die anderen Menschen. – Und wahrscheinlich unendlich müde von der Erkenntnis, dass er Gott zu einem gewalttätigen Götzen gemacht hat ...

Wer so tief in der Wüste seines Lebens und Glaubens gelandet ist, für den ist es alles andere als sicher, ob es wirklich einen Neuanfang geben kann. Die Wüste ist eben keine kalkulierbare Etappe auf dem Weg zum neuen Glauben, zum neuen Leben. In der Wüste gehen auch Menschen verloren!

Gerade da schleicht sich Gott ganz unscheinbar in die Erzählung ein! – Als ein Wanderer, der den schlafenden Propheten weckt und ihm Brot und Wasser hinstellt. Zwei Mal tut er dieses, mehr passiert nicht. Und doch steckt in diesem Geschehen der Keim des neuen Anfangs.

Nicht nur, dass Elia jetzt weiterwandern kann, gestärkt von Essen und Trinken. Ja doch, Gott beantwortet den Todeswunsch des Elia mit dem, was dieser am nötigsten zum Leben braucht: Essen und Trinken. Und plötzlich kann der tatsächlich wieder laufen, – 40 Tage und Nächte lang. Es ist die Zeit der Umkehr, der Buße, des Fastens ... es ist der Weg in das „verheißene Land des Lebens und des Glaubens“.

Aber vor allem dieses: Gott korrigiert auf ebenso sanfte wie unmissverständliche Weise das Gottesbild seines Propheten: Nichts ist mehr mit Feuer vom Himmel und tobenden Massen, nichts ist mehr mit Mord und Raserei.

Als einfacher Wanderer, der dem Todeswilligen Brot und Wasser bringt, so handelt hier Gott, damit der sich verloren glaubende Mensch nicht verloren geht am Ende der Welt, nicht am äußersten Meer und auch mitten in der Wüste nicht.

Und Elia erfährt jetzt Gott noch einmal leise und eben unspektakulär: Eben nicht im Wind, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer – es ist ein stilles sanftes Sausen, das Gottes Gegenwart anzeigt ...

„Als das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging hinaus und trat in den Eingang der Höhle.“

So ist die Geschichte des Elia ist die Geschichte eines gewandelten und geläuterten Gottesbildes. Ein Friede breitet sich schließlich Namen dieses Gottes aus. – So wird die Eliageschichte ihre Spur ziehen auch zu dem Satz des greisen Simeon beim Anblick des Gotteskindes in den Armen der Maria: „Nun lässtest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen ...“

Das Kind in den Armen seiner Mutter, dieses ist das Bild, in dem der ewige Gott offenbar erkannt und wahrgenommen sein will und gerade nicht im Wind, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer – nicht als Bote des Todes!

Hier ist ein Friede zum Leben, keine Gewalt herrscht mehr; – aus den Höhlen ihres Lebens treten sie darum schließlich, beseelt von einem inneren Frieden, heraus ... Elia und Simeon. Elia, noch in der Mitte seines Lebens, Simeon, schon am Ende seiner Tage.

Es ist offenbar nicht entscheidend, wann dieses Heraustreten aus unseren Lebenshöhlen in den Frieden Gottes hinein geschieht, aber dass uns endlich – mitunter nach langer Wüstenzeit – eine Gotteswirklichkeit des Friedens umhüllen, erfassen und leiten möge ... dieses wollen solche Geschichten wohl anzeigen

Amen

(Pastor Alfred Menzel)